

"Wir waren ja Missionare. Wir wollten eine andere Pädagogik, eine andere Schule"

Zenke, Christian Timo [Hrsg.]; Devantié, Rainer [Hrsg.]; Freke, Nicole [Hrsg.]: *Im Alltag der Reform. Gespräche zu den Gründungs- und Anfangsjahren der Laborschule Bielefeld*. Bad Heilbrunn : Verlag Julius Klinkhardt 2024, S. 91-106. - (Impuls Laborschule; 14)



Quellenangabe/ Reference:

Devantié, Rainer [Interviewer]; Zenke, Christian Timo [Interviewer]: "Wir waren ja Missionare. Wir wollten eine andere Pädagogik, eine andere Schule" - In: Zenke, Christian Timo [Hrsg.]; Devantié, Rainer [Hrsg.]; Freke, Nicole [Hrsg.]: *Im Alltag der Reform. Gespräche zu den Gründungs- und Anfangsjahren der Laborschule Bielefeld*. Bad Heilbrunn : Verlag Julius Klinkhardt 2024, S. 91-106 - URN: urn:nbn:de:0111-pedocs-308264 - DOI: 10.25656/01:30826; 10.35468/6110-04

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-pedocs-308264>

<https://doi.org/10.25656/01:30826>

in Kooperation mit / in cooperation with:



<http://www.klinkhardt.de>

Nutzungsbedingungen

Dieses Dokument steht unter folgender Creative Commons-Lizenz: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de> - Sie dürfen das Werk bzw. den Inhalt unter folgenden Bedingungen vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen: Sie müssen den Namen des Autors/Rechteinhabers in der von ihm festgelegten Weise nennen. Dieses Werk bzw. dieser Inhalt darf nicht für kommerzielle Zwecke verwendet werden und es darf nicht bearbeitet, abgewandelt oder in anderer Weise verändert werden.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

This document is published under following Creative Commons-License: <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.en> - You may copy, distribute and transmit, adapt or exhibit the work in the public as long as you attribute the work in the manner specified by the author or licensor. You are not allowed to make commercial use of the work or its contents. You are not allowed to alter, transform, or change this work in any other way.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.



Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Mitglied der


Leibniz-Gemeinschaft

Gespräch mit Otto Herz

„Wir waren ja Missionare. Wir wollten eine andere Pädagogik, eine andere Schule“

*Otto Herz (*1944) studierte von 1965 bis 1970 Psychologie, Pädagogik, Philosophie und Theologie an den Universitäten Hamburg und Konstanz, bevor er 1970 als Mitarbeiter von Hartmut von Hentig an die Universität Bielefeld wechselte. In dieser Rolle begleitete er zunächst die Aufbauphase der Laborschule sowie im Anschluss die ersten Jahre nach deren Eröffnung. Nach seinem Abschied von der Universität Bielefeld im Jahr 1980 war er unter anderem Bundesvorsitzender der Gemeinnützigen Gesellschaft Gesamtschule (GGG), Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Interkulturelle Erziehung und Bildung der Freien Universität Berlin, Mitarbeiter des Projekts „Gestaltung des Schullebens und Öffnung von Schule“ (GÖS) des Landesinstituts für Schule und Weiterbildung in Soest sowie Mitglied im Geschäftsführenden Bundesvorstand der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (GEW). Das Gespräch mit Herrn Herz wurde am 17. Oktober 2023 von Rainer Devantié und Christian Timo Zenke in der Laborschule Bielefeld geführt.*

Lieber Otto, ganz vielen Dank, dass du dir die Zeit nimmst, mit uns über die Gründungs- und Anfangsjahre der Laborschule zu sprechen. Du bist 1970 an die Universität Bielefeld – und damit gewissermaßen auch an die Laborschule – gekommen. Kannst du uns zu Beginn einmal erläutern, wie es dazu gekommen ist?

Um das zu erläutern, muss ich zunächst einmal etwas ausholen. Nach Ende des Zweiten Weltkrieges kam die Katastrophen-Nation Deutschland dank des Marshallplans zunächst ganz schnell zu einem Wirtschaftsaufschwung. Und dann – was sich keiner vorstellen konnte – brach Anfang der 60er Jahre dieses Wirtschaftswunderland ein. Das Wirtschaftswachstum sackte ab. Große Verwirrung in der Gesellschaft. Was war denn jetzt passiert? Die Wirtschaftswissenschaftler und Sozialwissenschaftler analysierten und sagten: „Es mangelt an Bildung! Der Nachwuchs, der Nachschub fehlt!“ Und damit begann die große Bildungsnachfrage im Nachkriegsdeutschland. Am Anfang standen dabei Analysen: Wer ist denn das, der da sich bildet oder auch nicht? Und das Ergebnis war: Es gibt vier Grup-

pen, die hauptsächlich im Bildungswesen benachteiligt sind. Das waren *erstens* die Mädchen: weil man bei den Mädchen sagte, die brauchen nicht zu viel Bildung – das schadet ja vielleicht sogar ihrer Sexualität, wenn die zu schlau werden. Die *zweite* Gruppe war die Landbevölkerung: weil die Gymnasien ja alle in der Stadt waren. Aber ein Bauer aus dem Schwarzwald hat sein Kind, das Dialekt sprach, nicht durchs Höllental nach Freiburg anderthalb Stunden transportiert, damit es dort verlacht wird, *weil* es Dialekt redet. Doch das hätte sein müssen, wenn es aufs Gymnasium gegangen wäre. Denn das Kriterium war immer: Wie viele eines Jahrgangs machen Abitur? Die *dritte* und größte benachteiligte Gruppe waren die Arbeiterkinder. Höhere Bildung hatten nur die „höheren Menschen“, nicht die niederen Arbeiter. Und die *vierte* Gruppe – das hat die meisten überrascht –, das waren Katholiken. Zusammenfassung: Wenn du ein katholisches Arbeitermädchen vom Lande warst, dann hattest du null Chancen.

Um gegen diese Benachteiligung vorzugehen, entstand dann der Plan, Universitäten neu zu gründen – denn man wusste, von Universitäten geht ein Bildungssog aus. Es wurde also ermittelt, welche benachteiligten Regionen es in Deutschland ohne Universität gibt. Bremen zum Beispiel hatte keine Universität – und auch die am meisten verdichtete Personenansammlung in Europa, das Ruhrgebiet, hatte keine Universität, weil natürlich eine Universität nicht zur Proletarierklasse passte, die dominant im Ruhrgebiet vertreten war. Die Universitäten waren im katholischen Köln und im katholischen Münster. Aber dazwischen, wo die Arbeiter waren, gab es keine Universität. Das galt auch für die Region Ostwestfalen, weshalb der Gedanke aufkam, auch *dort* eine Universität zu gründen. Helmut Schelsky, der Nestor der deutschen Soziologie, wurde als Gründungsrektor berufen und beauftragt, ein Konzept für eine neue Universität in Ostwestfalen zu errichten. Die von ihm verfasste Denkschrift¹ für eine solch neue Universität in Ostwestfalen löste allerdings einen Kulturkampf aus: nämlich um die Frage, ob die Ostwestfalen-Universität ins katholische Paderborn kommen sollte oder ins protestantische Bielefeld.

Am Ende kam die neue Ostwestfalen-Universität dann nach Bielefeld – mit dem Gründungsmotto „Interdisziplinarität gegen die Disziplinarität der alten Universitäten“. Mein Lieblingsbeispiel, um das deutlich zu machen, ist die sogenannte „PPP-Fakultät“, die Pädagogik, Philosophie und Psychologie miteinander verband. Und noch etwas anderes war ganz wichtig: Diese Ostwestfalen-Universität hatte die Kernfakultäten der alten Universitätsgründungen nicht: nämlich keine Theologie und keine Medizin. Alles sensationell. Als einer der ersten Professoren an der Universität Bielefeld wurde dann Hartmut von Hentig, der damals Jungstar-Professor in Göttingen war, berufen. Hartmut von Hentig sagte: „Ja,

1 Helmut Schelsky (1966): Grundzüge einer neuen Universität. Eine Denkschrift. In: Paul Mikat & Helmut Schelsky (Hg.): *Grundzüge einer neuen Universität: zur Planung einer Hochschulgründung in Ostwestfalen*. Gütersloh: Bertelsmann, S. 35–69.

ich komme nach Bielefeld, aber ich stelle eine Forderung.“ Sein Vater war ja Diplomat gewesen, weshalb er selbst unter anderem in Amerika aufgewachsen war, und von dorthier wusste er, dass es an amerikanischen Universitäten *Experimental Schools*, *Laboratory Schools* gab. Und so sagte er: „Gut, wenn ich nach Bielefeld an eine neue Universität komme, dann will ich das, was ich von Amerika kenne, in Bielefeld auch realisieren. Und deswegen stelle ich meine Forderung: Es müssen an der Universität Bielefeld *Experimental Schools* gegründet werden, *Laboratory Schools*“ – und daher kommt auch der Name „Laborschule“.

Die Pointe dieser neugegründeten Schulen war, dass ihr Prinzip hieß: Wissenschaftliche Erkenntnisse haben Vorrang vor Verwaltungsvorschriften. Und deswegen war auch wichtig, dass die Universität selbst Schulträger wurde. Denn die Universität hatte ihre Freiheit und war nicht der staatlichen Schulherrschafts-Schuladministration unterworfen. Und so konnten die Bielefelder Schulprojekte als *Experimental Schools*, als *Laboratory Schools* an der Universität entstehen. Wichtig war uns dabei allerdings zugleich, dass es *zwei* Einrichtungen waren: die Laborschule von Jahrgang „null“ bis zum Ende der Sekundarstufe I und davon abgetrennt das vierjährige Oberstufen-Kolleg mit der Sekundarstufe II. Denn wir wollten nicht, dass das Abitur als Bestimmungsgröße in die Vorschule regiert, sondern wir wollten ein eigenständiges Gebilde von den Fünfjährigen bis zum Ende der Sekundarstufe I. Dann sollten die Einzelnen so reif sein, sich zu überlegen, ob sie weiter zur Schule gehen wollen oder sonst noch erstmal was anderes machen.

Du hast jetzt sehr anschaulich beschrieben, wie die Laborschule und die Versuchsschulen nach Bielefeld gekommen sind. Wie bist in diesem Zusammenhang du selbst nach Bielefeld und an die Versuchsschulen gekommen?

Ich bin ein Arbeiterkind. Überraschenderweise in Weinheim an der Bergstraße aufs Gymnasium gekommen, weil mein vier Jahre älterer Bruder so schlau war, dass ich in seinem Schatten aufs Gymnasium kam. Aber im Gegensatz zu meinem schlauen Bruder war ich ganz schnell verschrien als dumm, faul und – das Schlimmste – frech. Und deswegen bin ich in der Obertertia, also in der 9. Klasse, von der Schule geflogen. Aber was machst du als 15-Jähriger in Weinheim an der Bergstraße, wenn du von der Schule fliegst? Wenn du dann Glück hattest, dann wurdest du Jungarbeiter oder sogar Lehrling in der Firma Freudenberg. Die Firma Freudenberg war damals Europas größte Lederfabrik. Und ich wurde Jungarbeiter in der Firma Freudenberg, habe in der Wasserwerkstatt Fell gegerbt. Das hielt man nicht aus. Das stank so sehr, das kann man sich gar nicht vorstellen. Gut ein Jahr später kam der Seniorchef Hans Freudenberg – dessen beide Söhne sind im Zweiten Weltkrieg umgekommen – und sagte: „Ich kann nichts mehr für meine Kinder tun, die sind im Wahnsinn des Krieges umgekommen. Jetzt fördere ich meine Lehrlinge.“ Und zu mir kam er und sagte: „Herr Herz, wir haben Sie beob-

achtet, Sie bleiben nicht bei uns Lehrling. Sie gehen wieder zur Schule.“ „Nein!“, sagte ich, „nicht wieder Schule! Schlimmster Ort!“ „Ja, ja, ja, ja“, entgegnete er, „nicht auf diese Schule, wo Sie waren, die Sie rausgeschmissen hat. Wir haben für Sie was Besonderes vorgesehen.“

Und so wurde ich 1962 Industriestipendiat auf der Odenwaldschule Ober-Hambach, damals Europas demokratischste, fortschrittlichste Schule. An der Odenwaldschule machte ich 1965 Abitur, ging im Anschluss nach Hamburg und fing dort an zu studieren, genau in der Zeit, in der man das katholische Arbeitermädchen vom Lande entdeckt hatte – und ich war ja ebenfalls ein Arbeiterkind vom Land. Deswegen fühlte ich mich auch verpflichtet, als ich in der Zeitung las, dass der AStA der Universität Hamburg sich um katholische Arbeitermädchen in Hamburg kümmern wollte – also in der Stadt, nicht auf dem Lande. Da bin ich zum AStA gegangen und habe gesagt, ich sei so ein gefördertes Kind. In der Folge wurde ich Bildungsreferent im AStA für die Aktion „Student in die Betriebe“ – und ein Jahr später sogar zum AStA-Vorsitzenden gewählt.

Wir rebellierenden Studenten, wir „68er“, unterstützten dann auch, dass die Assistenten sich als die Leibeigenen der Ordinarien befreiten und eine eigenständige Assistentenvertretung gründeten. Unter diesen Vertretern wiederum war auch Ludwig Huber, der damals Assistent bei Hartmut von Hentig in Göttingen war – und daher kannten sich der Studentenrevolutionär Otto Herz aus dem AStA und der stellvertretende Vorsitzende der Bundesassistentenkonferenz (BAK) Ludwig Huber. Als die Göttinger um Hartmut von Hentig dann den Auftrag erhielten, die Bielefelder Universität mit aufzubauen und dort Schulprojekte zu gründen, schrieb mir Ludwig Huber einen Brief: „Otto, wir haben da was Großes vor. Wir brauchen dich, du kommst bitte zu uns nach Bielefeld.“ Dann habe ich gesagt: „Ludwig, ist ja schön, aber ich habe gerade mein Examen begonnen und ich habe ja schon drei Jahre pausiert als Studentenrevolutionär, ich muss jetzt Examen machen.“ „Nein“, sagte Ludwig, „bei uns mitzumachen ist wichtiger als dein Examen“. Und so kam ich als Studentenvertreter nach Bielefeld und Hentig bat mich, sein persönlicher Assistent zu werden. Was so komisch ist, so tief ironisch, weil wir Studenten und Assistenten ja gerade erst gemeinsam die persönlichen Assistenten der Ordinarien abschaffen wollten. Aber da ich die besondere Situation von Hentig begriffen hatte, hatte ich zugleich die Souveränität zu sagen: „Okay, dann werde ich der persönliche Assistent.“ Dabei hatte ich zugleich insoweit eine Sonderrolle inne, als meine Stelle an der *Universität* angesiedelt war und nicht an den Schulprojekten selbst, um den Gründungsschulen nicht eine Lehrerstelle wegzunehmen. Ich war also eine ergänzende Unterstützung aus der Universität für Hentig und den Aufbau der Aufbaukommissionen von Laborschule und Oberstufen-Kolleg.

Und was waren deine Aufgaben als Assistent Hentigs?

Den Meister trösten. Wir haben oft bis Mitternacht getagt, waren ein sehr zerstrittener Haufen, und dann bin ich mit ihm bis nachts um zwei zusammengesessen, um nachzuarbeiten, damit er am nächsten Morgen wieder Kraft hatte. Das war meine wichtigste Aufgabe. Dann bin ich rüber in die Uni, habe mich in meinem Büro aufs Feldbett gelegt und bis sechs, sieben geschlafen. Um halb acht war ich dann wieder in den Schulprojekten.

In welchen Räumlichkeiten fanden die von dir beschriebenen Tagungen und Diskussionen statt? Die späteren Gebäude der Schulprojekte gab es zu diesem Zeitpunkt ja noch nicht.

Also, als klar war, dass wir als öffentliche Schule und nicht als Privatschule gegründet werden sollten, war es Hentigs Idee, sich von der Stadt Bielefeld ein altes Industriegebäude geben zu lassen – marode, herabgewirtschaftet –, so dass wir unseren Schulentwicklungsauftrag als Regeneration der zusammengebrochenen Fabrikgebäude verstehen und dort unsere Lernlandschaften einrichten könnten. Denn uns war klar, dass es in unserer offenen Schule keine Klassenzimmer und so irgendetwas geben sollte, sondern offene Lernlandschaften. Das war unser Gedanke. Ich weiß nicht mehr aufgrund welchen Details, aber am Ende haben wir doch keine alte Fabrik bekommen – was unser Wunsch war –, sondern wir mussten aufs Unigelände ziehen, um dort die Schulen neu aufzubauen. Deswegen begann die Gründung der Schulprojekte eigentlich auch mit architektonischen Überlegungen: Welche Lernräume, welche Aktivitätsräume wollen wir für diese besonderen Einrichtungen? Die Orientierung des Schulbaus am Gefängnismodell – Zelle neben Zelle, Schulzimmer neben Schulzimmer, alles ausgerichtet auf eine Tafel – war für unsere Vorstellung so abwegig, dass es nicht infrage kam. Mit Ludwig Leo als Architekten fanden wir schließlich auch einen Verrückten, der das alles mitmachte. So sind diese beiden Schulhäuser als Großraumschulen entstanden.

Welche Personen waren zu diesem frühen Zeitpunkt bereits in die Arbeit der Schulprojekte eingebunden?

Also, die Gründungscrew waren die Göttinger: Hartmut von Hentig, sein Oberassistent Ludwig Huber, seine weiteren Assistenten Will Lütgert, Wolfgang Harder und dessen Frau Johanna, die studentische Hilfskraft Hartmut Alpheï sowie vielleicht noch jemand. Das waren die Gründer – und ich behaupte immer, ich war dann der erste Nicht-Göttinger, der zu dieser Crew dazugestoßen ist. Es ist nicht ganz richtig, weil vor mir – auch nicht als Göttinger – das Ehepaar Zingeler dazugekommen war. Aber die haben für die Schulprojekte jedoch nie eine größere Rolle gespielt. Deswegen ist es legitim zu sagen, dass ich der erste Nicht-Göttinger bin, der zur Gründungscrew der Göttinger-Gründungsgruppe für die Entwicklung der Schulprojekte zählte.



Abb. 1: Hartmut Alpei und Wolfgang Harder 1969 in der „Arbeitsstelle Pädagogik“ an der Bielefelder Roonstraße. Foto: Günter Rudolf; Quelle: Universitätsarchiv Bielefeld, FOS 3054 (Ausschnitt).

Das heißt, du selbst bist nach Bielefeld gekommen, *bevor* die eigentlichen Aufbaukommissionen konstituiert wurden, richtig?

Ja, ich gehörte mit zu den Leuten, die im Schloss in Rheda an der Auswahl der ersten Auswahlkommissionsmitglieder beteiligt waren. Es gab damals eine Ausschreibung, dass in Bielefeld sehr besondere Einrichtungen mit je eigenen Aufbaukommissionen gegründet werden sollten. Da haben sich über 100 Leute beworben, von denen wir einige ausgewählt und zu einem mehrtägigen Auswahlgespräch auf Schloss Rheda eingeladen haben. Wichtig war uns, dass das zwei Tage dauert – dass also zwei Nächte, zwei Übernachtungen dabei waren, weil wir dann mit den Einzelnen bis morgens um 4 Uhr reden konnten und so ein viel besseres Gespür dafür bekamen, wer uns geeignet erschien. So sind die Aufbaukommissionen zustande gekommen.

Und als die Aufbau-Kommissionen konstituiert waren, wo habt ihr dann weitergearbeitet?

Ich war zwar Mitglied der neu gegründeten Fakultät PPP, es gab aber damals noch nichts in Bielefeld – außer einer Wiese, wo gebaut werden sollte. Die Universität

hat deshalb zunächst ein Patrizierhaus angemietet in der Roonstraße. Dieses Haus reichte aber nur für die acht bis zehn Leute, die wir in der Fakultät waren. Für die Aufbaukommissionen brauchten wir deshalb noch ein anderes, größeres Haus – und das wurde in der Dornberger Straße angemietet.

Inwiefern warst du denn selbst in die Arbeit der Aufbaukommission eingebunden?

Immer als Sonderperson und in einer Sonderrolle. Ich war nicht Mitglied der Aufbaukommission, aber natürlich dennoch immer dabei – und wenn es eine Sonderaufgabe gab, dann hatte man mich. Wenn es mit dem Ministerium in Düsseldorf was zu verhandeln gab, wenn also der Kanzler Firnhaber und Hartmut von Hentig nach Düsseldorf gerufen wurden, dann gab es immer noch mich als Adlatus, der dabei war. Der Starpädagoge Hartmut von Hentig, der Kanzler der Universität und das Dienstmädchen Otto Herz. Die sind dann zum Minister Johannes Rau nach Düsseldorf gefahren.

Was wurde bei diesen Gesprächen verhandelt?

Unsere verrückten Ideen. Zum Beispiel: Geht das, eine Schule ohne Zwischenwände? Oder: Da gab es jemanden, der hatte zwar keine Qualifikation, der erschien uns aber bei der Auswahlkommission als die brillianteste Person. Also mussten wir die einstellen dürfen. Geht das? Lauter so verrückte Sachen. Kinder sind doch so wissbegierig, haben wir Johannes Rau gesagt. Die dürfen doch nicht warten, bis sie sechs sind. Die nehmen wir als Fünfjährige auf. Und wir wollten die Individualitäten fördern. Das geht doch nicht, wenn man sagt, Stichdatum der Aufnahme ist der 1. August und erst dann dürfen alle kommen. Nein, wir wollten die Kinder immer am Tag nach ihrem jeweiligen fünften Geburtstag aufnehmen! Dann könnten wir zwanzigmal im Jahr feiern, dass wir ein neues Kind aufgenommen haben. Lauter so verrückte Ideen – die mussten wir den Düsseldorfern alle abtrotzen und deswegen mussten wir da so oft hinfahren. Und es gab noch etwas ganz Wichtiges: Hentig sagte, über 20 beginne das Militär, aber er könne doch keine Militärschule gründen. Deswegen solle unsere größte Gruppe nur zwanzig Schüler umfassen. Das musste politisch durchgesetzt werden.

Und wie hat Johannes Rau auf euch und diese Forderungen und Vorschläge reagiert?

Er war offen, das war das Wichtigste. Er hat zugehört. Er hat uns für verrückt gehalten, aber er hat uns zugetraut, dass unsere Verrücktheiten begründet waren. Wir waren ja der Wissenschaft verpflichtet und nicht der Administration – und daran hat er sich gehalten. Wenn wir dann gut genug darin waren, detailliert zu begründen, „das ist stimmig, das ist besser so als anders“, dann hat er gesagt: „Macht. Ihr seid ja eine Versuchsschule. Das ist ja euer Auftrag.“ Ich sage noch

dazu, dass schon auch eine Rolle gespielt hat, dass es die Zeit war des Bildungsaufbruchs in der SPD. Wir waren zwar keine Mitglieder, aber dennoch verbandelt mit der SPD. Hentig hat Vorträge über moderne Pädagogik auf dem Bundesparteitag der SPD gehalten und ich habe im Landtag mit den Abgeordneten rumgewieselt – und diese Verquickung hat uns erlaubt, dass wir für unsere besonderen, manchmal auch verrückten Ideen Genehmigungen bekommen haben.

Welche Rolle hat bei alledem denn die damalige Gesamtschulreform gespielt?

Die Gesamtschulreform war gleichzeitig. Wir haben uns von Anfang an und immer als „Eine Schule für Alle“ verstanden. Aber die offizielle SPD-Gesamtschulpolitik war eine Modifikation der alten Schule: Aus der Dreigliedrigkeit des Schulsystems sind die ABC-Kurse der Gesamtschule geworden. Das hat uns nicht gereicht. Wir waren Revolutionäre. Und deswegen ist Gesamtschulentwicklung und die Gründung, die Ideenentwicklung, der Aufbau der Versuchsschulen Laborschule und Oberstufen-Kolleg zwar parallel zu dieser gelaufen, war aber nicht deckungsgleich mit ihr. Wir hatten gehofft, dass wir überzeugender, mutiger, kühner, perspektivenreicher sein würden – und es so schaffen würden, die Gesamtschullandschaft republikweit zu prägen. Das ist uns nicht gelungen. Wir waren eher ein Sonderfall, wurden zum Teil auch gemieden, ferngehalten von der Gesamtschulentwicklung. Und als ich das gemerkt habe, habe ich irgendwann gesagt: „Leute, wenn die uns nicht folgen, dann gehe ich jetzt zu denen, um sie zu beeinflussen.“ Und so habe ich mich in den Landesvorstand der Gemeinnützigen Gesellschaft Gesamtschule (GGG) in Nordrhein-Westfalen wählen lassen und wurde Anfang der 1980er Jahre sogar zu deren Bundesvorsitzenden – immer in der Absicht, unsere Bielefelder Gedanken in die allgemeine Gesamtschulentwicklung zu transportieren.

Bevor wir uns deiner Arbeit in den 1980er Jahren widmen, noch einmal kurz zu deiner Zeit in der Aufbaukommission. Du hast vorhin beschrieben, dass du während dieser Phase nicht direkt in die Arbeitszusammenhänge der tatsächlichen Aufbaukommissionen eingebunden warst, sondern in die Arbeit der Fakultät. Wie sah die Kooperation zwischen der Fakultät und den Aufbau-Kommissionen vor Laborschuleröffnung aus?

Die Fakultät hatte den Auftrag, sich zu gründen und sich aufzubauen in der Universität. Und das war natürlich auch eine Riesenaufgabe. Es gab in Deutschland keine Fakultät PPP. Insofern waren Menschen wie Will Lüttgert – einer der Göttinger, der mit nach Bielefeld gekommen war –, so ausgefüllt mit der Aufgabe, die Fakultät aufzubauen, dass er darüber hinaus kaum mehr Zeit für die Schulprojekte hatte. Ich selbst war insofern die Person, die zwischen Universität und Schulprojekten pendelte.

Ursprünglich war es von Hentig ja so vorgesehen, dass die Fakultät sich gewissermaßen um die Schulprojekte herum gruppiert und ihre Arbeit ganz eng an diejenige der beiden Schulen anbindet. Konnte das von Beginn an – oder überhaupt – realisiert werden?

Das ist nicht gelungen. Ich interpretiere es mal so: An einer Universität sind insbesondere die Personen des wissenschaftlichen Nachwuchses so sehr mit ihrer Eigenqualifikation beschäftigt – die wollen doch alle Professoren werden –, dass das nicht zusammenpasste. Das waren zwei verschiedene Sachen. Und ich hatte eben diese Sonderrolle des Hin-und-Her-Vibrierens.

Im September 1974, nach vier Jahren Aufbaukommissionszeit, wurde die Laborschule ja dann schließlich eröffnet.

Die Kinder kamen ...

Wie erinnerst du dich an dieses Ereignis?

Als großartiges Fest. Als großartiges Fest. Erst vor Kurzem, im Sommer 2023, war ich als Gast bei der Einschulung der neuen „Nuller“ an der Laborschule wieder einmal dabei – und da standen vor mir wieder die Bilder von damals, wie die kleinen Kinder kamen. So unterschiedlich und so fröhlich, so was Verrücktes. So eine Stimmung habe ich in mir. Ja, es war dieses Gefühl. Aber eigentlich wurden ja die Eltern aufgenommen, nicht die Kinder. Die Eltern mussten sich bewerben für ihre Kinder – und sie mussten Offenheit zeigen, dass sie all die neuen Wege einer Versuchsschule mitzugehen bereit waren.

Was die Eltern betraf, gab es aber noch einen anderen entscheidenden Punkt: Als zu Beginn der 1970er Jahre deutlich wurde, dass wir auf dem Gelände der Universität neu bauen würden, da haben wir zunächst einmal einen Schrecken bekommen. Der Schrecken war, dass wir plötzlich merkten: Wow, da freuen sich ja die ganzen Universitätsassistenten, dass sie ihre Kinder bei uns abgeben können, damit sie selbst Karriere machen können. Dann aber hätten wir eine reine Versammlung von Akademikerkindern. Wir waren aber Studentenrevolutionäre und kamen aus der *proletarischen* Bewegung – und jetzt sollten wir eine Schule gründen für Assistentenkinder? Nein, das ging nicht! Wir wollten doch eine Sozialrevolution machen für diese bundesrepublikanische Gesellschaft. Und deswegen haben wir in nächtlichen Diskussionen schließlich den Beschluss gefasst, dass die Laborschule eine Kinderpopulation in der Nachbildung der sozialen Zusammensetzung der Bevölkerung Nordrhein-Westfalens haben solle. Vereinfacht gefasst: 50% Arbeiterkinder, 30% Mittelschicht, 10% Oberschicht, 10% Sonderkinder. Das hat sich, wenn ich recht informiert bin, durchgehalten bis heute. Wir bekamen also einen Sozialschlüssel, um nicht ein intellektuelles Sonderklientel zu bekommen wie Waldorfschulen oder Montessorischulen. Wir waren der prole-

tarischen Gesellschaft eines Arbeiterlandes wie Nordrhein-Westfalen verpflichtet – und ich als Arbeiterkind meiner Herkunft nach natürlich besonders. Gerade wegen des Sozialschlüssels sind wir wahrscheinlich zwanzig Mal nach Düsseldorf gefahren, um das durchzusetzen – und irgendwann hat Johannes Rau dann gesagt: „Macht das mal so.“

Jetzt hast du gerade erläutert, dass euer Anspruch, gerade die Arbeiterkinder an die Schule zu bekommen, ein Stück weit im Widerspruch stand mit dem Umfeld der neugebauten Schulen. Wie seid ihr mit dieser Herausforderung umgegangen?

Die Universität wurde angesiedelt im Bielefelder Westen, und der hat eher eine Oberschichtspopulation. Also sind wir in die Arbeiterviertel gegangen, in die Kneipen, und haben den Arbeitern erzählt: „Eure Kinder sind nicht dümmer. Die müssen nicht auf eine Arbeiterklassenschule, auf die Hauptschule, sondern wir schaffen für euch eine Bildungslandschaft, wo eure Kinder aufblühen, ihre Fähigkeiten entwickeln in ihrer individuellen Besonderheit.“ So saß ich nachts mit den Arbeitern, hab mit ihnen gesoffen wie ein Loch. Doch wir haben es hingekriegt, dass die allmählich Zutrauen bekamen, ihre Kinder den Verrückten da in der Universität anzuvertrauen.

Wie muss man sich dieses „in Kneipen gehen“ denn vorstellen? Habt ihr offizielle Informationsveranstaltungen angekündigt? Oder seid ihr einfach in Kneipen reingegangen, habt ein Bier bestellt und angefangen ins Gespräch zu kommen?

Wir sind immer alle Wege gegangen. Der eine war, einfach in Kneipen zu gehen. Natürlich wussten wir dann, in welche Kneipe, wer sich wo trifft, das erfährt man dann ja. Und dann gab es einen Wirt, der gesagt hat: „Ich kenne alle, die zu mir saufen kommen, die lade ich ein und dann kommt ihr dazu und erklärt ihnen, was ihr vorhabt.“ Das war unsere Verankerung in der Bevölkerung. Das passte alles zu unserem Schulkonzept.

Und wie haben die Kneipengänger auf euch und euer Projekt reagiert?

Tiefes Misstrauen. Tiefes Misstrauen. Deswegen predige ich ja noch immer, in meinem 80. Lebensjahr, dass Schule die gemeinsame Verantwortung von mindestens vier Partnern ist, die alle gleichwertig und gleichwürdig, aber doch zugleich ungleichartig sind. Diese vier Partner sind *erstens* die Kinder und Jugendlichen, *zweitens* deren Eltern, *drittens* das pädagogische Fachpersonal und *viertens* die Community, die außerschulischen Bildungspartner – weil ein Förster mehr vom Wald versteht als ein Biologielehrer. In der entschulten Schule, in der Bildungslandschaft, wo der Wald zur Bildungslandschaft gehörte, brauchten wir also auch die Förster als Bildungspartner.

Hast du in den ersten Wochen, Monaten, Jahren nach Eröffnung der Schule viel vom Schulalltag mitbekommen?

Ich habe 24 Stunden da gelebt. Ich bin ein paar Stunden nachts in mein Zimmer in der Uni gegangen, habe dort geschlafen und dann war ich wieder da.

Das heißt, dein Arbeitsmittelpunkt war in der Schule, nicht in der Universität?

Ja, ich war in der Universität freigestellt, um den Anspruch, dass die Uni auch für die Schulprojekte da sein sollte, zu legitimieren. Deswegen habe ich nie promoviert, bin nie Professor geworden. Ich habe immer den praktischen Handlungsvollzügen den Vorrang gegeben, sonst hätte ich ja irgendwie promovieren müssen.

Was waren deine konkreten Aufgaben während dieser ersten Jahre in der Schule?

Wo es brannte: Löschen.

Was für Brände waren das?

Na ja, zum Beispiel war die politische Vielfalt der Engagierten ziemlich groß – das war bereits in der ersten Crew der Aufbaukommissionen der Fall gewesen, wurde dann aber natürlich noch einmal verstärkt durch das Gründungskollegium, das mit den Kindern kam. Es gab zum Beispiel einen kommunistischen Flügel, der hatte eine, sage ich jetzt mal, „Brutalitätsvorstellung“ in der Sozialisation der Kinder, der den adligen, individuell-idealistischen Aspekt zu negieren bereit war. Aber das ging natürlich nicht mit einem Hentig – und deswegen gab es mich als Mittler.

Und wenn das ein Brand war, wie sahen dann deine Löschversuche aus?

Meine wichtigste Unterstützerin war alsbald Annemarie von der Groeben als Wortführerin des egalitären, die Gleichwertigkeit aller Kinder anerkennenden Flügels. Daneben gab es ein paar, die haben sich kommunistisch genannt, deren Wortführer war Klaus Heidenreich. Der war zuvor Studentenfarrer in Konstanz gewesen und hatte sich dort mit seiner Landeskirche überworfen. Ich selbst war als Student in Konstanz ebenfalls in der evangelischen Studentengemeinde gewesen und sagte daher zu ihm: „Klaus, ich habe einen Ort, wo du deine pädagogische Begeisterung ausleben kannst.“ So wurde der Studentenfarrer Klaus Heidenreich aus Konstanz Mitarbeiter in der Gründungscrew der Laborschule Bielefeld. Insofern hatte ich zu diesen Hauptkontrahenten Hentigs ebenfalls eine enge Beziehung. Als ich dann erfuhr, dass die Kontrahenten zu Hentig sich bei Klaus Heidenreich in seinem Kotten trafen, fuhr ich mit Annemarie ebenfalls dorthin. Klaus konnte mich ja nicht rausschmeißen, nicht *nicht* reinlassen. Außer-

dem kannte ich auch noch seine Frau ... So kam ich dann in diese Versammlung hinein – und dass das Haus nicht in die Luft geflogen ist, das war ein Wunder. Schicksal.

Eine andere Geschichte war der Buchkonflikt. Eines Tages bekam ich einen Anruf vom Rowohlt-Verlag, dass es da jetzt ein Buch über die Laborschule gäbe.² Es stellte sich heraus, dass es im Untergrund der Laborschulpädagogen eine Untergruppe gab, die beschlossen hatte, aufzuschreiben, welches Verständnis sie von der Laborschulpädagogik hatte. Der Hentig hat ja in der Öffentlichkeit – auf Kirchentagen und so – immer die Laborschulpädagogik vertreten. Und in seiner Schule im Untergrund taten sich nun ein paar zusammen und sagten: „*Unsere* Vorstellung ist eine *andere*. Die schreiben wir jetzt für uns auf und gehen zum Rowohlt-Verlag!“ Und so kriegten wir anderen das Buch über die Laborschule – das erste nach so und so viel Gründungsjahren – gedruckt auf dem Tisch, ohne dass einer von uns da drin vertreten gewesen wäre, ohne dass andere Sichtweisen auch benannt worden wären. Das war die Bombe schlechthin.

Welche Rolle hast du bei diesem Konflikt eingenommen?

Also, ich bin angerufen worden vom Verlag, da gäbe es ein gedrucktes Buch. Da sage ich: „Wie bitte?“ Ich hatte es dann als Erster in der Hand und habe es in die Konferenz gebracht und gesagt: „Guckt mal, was es da gibt!“ Am nächsten Morgen rief Hentig dann die Schulversammlung ein – auf einer Fläche im Großraum –, holte sich ein Hockerchen, stieg darauf und sagte: „In einer Einrichtung, die sich eine Verfassung gegeben hat, dass alle wichtigen Beschlüsse im Konsens gefasst werden müssen, in einer Einrichtung, in der alle Beschlüsse durch den Curriculumrat und so weiter beschlossen werden müssen, in einer solchen Einrichtung wissen wir seit gestern, dass dieses Prinzip in der Weise verletzt worden ist, dass ein paar sich zusammengetan und der Weltöffentlichkeit ein Buch auf den Tisch jetzt gelegt haben, was die Laborschulpädagogik – ihrer Ansicht nach – ist. In dieser Einrichtung kann ich nicht mehr der Wissenschaftliche Leiter sein und deswegen muss ich euch sagen, ich trete hiermit zurück.“

Das war der Tag – oder zwei Tage – nachdem das Rowohlt-Buch auf dem Tisch lag. 24 Stunden später klingelte das Telefon bei von Hentig. Johannes Rau. Der sagte: „Kommen Sie zu mir nach Düsseldorf.“ Gemeinsam mit von Hentig fuhr ich dann nach Düsseldorf und dort sprach Johannes Rau: „Herr von Hentig, wenn Sie als Wissenschaftlicher Leiter zurücktreten, schließen wir diese Schule.“ Mit dieser Botschaft fuhren wir dann zurück. Ich weiß nicht, was von Hentig in dieser Nacht gemacht hat, aber ich weiß, dass er am nächsten Morgen wieder alle auf der Großraumfläche zusammenrief, sich auf den gleichen Schemel stellte und

2 Lehrergruppe Laborschule (Hg.) (1977): *Laborschule Bielefeld: Modell im Praxistest. Zehn Kollegen ziehen ihre Zwischenbilanz*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

sagte: „Ich habe euch von dieser Stelle aus gesagt, dass ich als Wissenschaftlicher Leiter zurücktrete. Gestern bin ich zu Johannes Rauf gerufen worden und er hat mir gesagt: ‚Wenn ich zurücktrete, werden diese Schulen geschlossen.‘ Das kann ich nicht verantworten und deswegen trete ich von meinem Rücktritt zurück. Die Verantwortung für euch ist größer als meine Kränkung, als meine Beleidigung, dass ich verraten worden, hintergangen worden bin.“

Und wie ging es dann weiter?

Die Schulen gingen weiter. Die Kerngruppe der Buchschreiber verdrückte sich, sie setzten sich ab, und so konnten die Schulprojekte weitermachen.

Hartmut von Hentig schreibt in seiner Autobiographie, du seiest in Zusammenhang mit dem Buchkonflikt „vom Kollegium als neutraler ‚Kordinator‘ (heute würde man sagen ‚Konfliktmanager‘) eingesetzt worden“³. Hast du das ähnlich in Erinnerung?

Also ich habe das nie nachgelesen, aber so war es. Der Klaus Heidenreich war ja mein Studentenpfarrer gewesen und dass er – nachdem er sich mit der Landeskirche überworfen hatte – seine Lebenskrise dadurch bewältigen konnte, dass er hierherkam, hatte schon etwas damit zu tun, dass ich ihn an den Arm genommen hatte. Zudem konnte ich nachts in seinen Kotten fahren und sagen: „Klaus, was ihr gemacht habt, geht nicht.“ So sah das aus. Aber diese Konfrontation, die Heidenreich-Naumann-Buchgruppe und die Hentig-Herz-Gruppe mussten auseinander – und ich war irgendwie der Balsam und die Geschmeidigkeit und das Hin- und Herwandern. Das war meine Rolle. Ganz wichtig, ganz wichtig, weil ich eben auch kein Lehrer des Kollegiums war. Ich hatte keine Stimme im Curriculumrat, ich konnte nicht über meine Stimme eine Mehrheitsentscheidung beeinflussen, sondern ich konnte nur zu allen gehen und sagen: „Okay Leute, nehmt es zurück.“ Oder: „Das große Ganze, unser großer Plan ist wichtiger als individuelle Interessen, individuelle Positionen.“

Der Buchkonflikt hat ja 1977 stattgefunden. 1980 hast du dann die Laborschule verlassen. Wie sah deine Rolle dann in den Jahren zwischen Buchkonflikt und deinem Verlassen der Schule aus?

Ich war ja als Student durch Ludwig Huber – im Auftrag von Hartmut von Hentig – gebeten worden, zu den Bielefeldern dazuzukommen. Mein Examen wäre damals eigentlich angestanden gewesen. Das habe ich aber sein lassen, weil ich eine

3 Hartmut von Hentig (2009): *Mein Leben – bedacht und bejaht. Kindheit und Jugend. Schule, Polis, Gartenhaus*. Weinheim und Basel: Beltz, S. 874.



Abb. 2: Otto Herz (links) im Rahmen einer Konferenz zum „Buchkonflikt“. Foto: unbekannt; Quelle: Universitätsarchiv Bielefeld, SPM-I 1450-06.

wichtigere Aufgabe hatte. Ich habe dann irgendwann einen Brief der Universität Konstanz bekommen, ich sei durchs Examen gefallen. Aha. Da habe ich in Konstanz angerufen und gesagt: „Ich habe doch gar keines gemacht.“ Ja, entgegnete man mir, das sei doch das Problem. Da war eine Zweijahresfrist abgelaufen. Ich hatte alle mündlichen Prüfungen und hätte „nur noch“ meine Arbeit schreiben müssen, aber da ich in Bielefeld Wichtigeres zu tun hatte, hatte ich das nie getan. So, da war ich nun also durchgefallen. Deswegen konnte ich auch nie wissenschaftlicher Angestellter sein. Ich war immer eine sonderbezahlte Arbeitskraft. Ich war fast immer, wie hieß das, „Verwalter einer Assistentenstelle“ – aber auch die hätte nach einer bestimmten Zeit in eine volle Assistentenstelle überführt werden müssen. Das ging aber nicht, weil ich kein Examen hatte. So war das immer hin und her, weswegen irgendwann klar war, jetzt muss ich da raus – und dann hat das Land mich gerufen nach Soest. Ich fing also am Landesinstitut für Schule und Weiterbildung zu arbeiten an und war dort – wesentlich unterstützt durch die Freudenberg-Stiftung – mitverantwortlich für das Projekt „Gestaltung des Schullebens und Öffnung von Schule“ (GÖS). So bin ich ökonomisch über die Runden gekommen. Wieder eine Individualversorgung. Meine früher nie angefertigte Diplomarbeit habe ich dann in Bielefeld in kürzester Zeit fertiggestellt und an der Uni Konstanz eingereicht, was mir dann schließlich doch noch zum Titel des Diplom-Psychologen verhalf.

Inwiefern warst du der Laborschule auch nach deinem Weggang 1980 noch verbunden?

Ich war immer und bin noch immer der Laborschule, den Bielefelder Schulprojekten verbunden. Wir waren ja Missionare. Wir wollten eine andere Pädagogik, eine andere Schule, und wir waren wahrscheinlich zu eingebildet und haben geglaubt, wir seien so toll, dass alle uns nachrennen. Aber da sind wir wahrscheinlich unserem eigenen Wahn aufgesessen. Wir sind eher abwehrend behandelt worden – wie beim Judo, mit weichem Druck. Im Sinne von: „Ihr seid gut, ihr seid besonders, aber bleibt lieber von uns weg.“ Wir konnten ja unsere Pädagogik der Individualität in die Gesamtschulen nicht einbringen. Deswegen bin ich ja dann in die Gemeinnützige Gesellschaft Gesamtschule (GGG) eingetreten und dort Bundesvorsitzender geworden. Ich habe gesagt: „Wenn ihr nicht unsere Perspektiven einer zukünftigen Pädagogik von euch aus übernehmt, dann gehe ich zu euch und versuche, auf diese Weise *euch* zu beeinflussen.“ Aber ich konnte unsere Pädagogik in einem umfassenden Sinne auch in der Gesamtschullandschaft nicht etablieren. Nein, das konnte ich wirklich nicht. Obwohl ich individuell anerkannt war.

Das aber, was unser Haus 1 gemacht hat – diese lebendige Pädagogik für Kleinkinder, eben schon früher beginnend, mit den 5-Jährigen –, das hat durchaus bundesweite Resonanz gefunden in der allgemeinen Grundschulpädagogik. Diese kinderfreundliche, diese kinderzugewandte Pädagogik wurde schon prägend. Das war wahrscheinlich der größte summarische Einfluss, den die Schulprojekte hatten. Doch auch sonst waren sie ja ein Mekka: Die Nachfrage, die Besucherströme waren irrsinnig. Das war ja auch eine Aufgabe von mir gewesen. Ich war der Empfangschef für die ganzen Besucher. Dann war das Kollegium befreit, die mussten sich ja um ihre Kinder kümmern. Ich war ein freischwebender Mensch, ich kümmerte mich, dass die Besucher gut behandelt wurden. Das war auch so eine Rolle. Es trat Befriedung ein, wachsende Wertschätzung. Mit Annemarie von der Groeben und dann Susanne Thurn bekam die Laborschule ein öffentliches Renommee, ein Ansehen, einen prägenden Stil. Die haben das verdient, ganz klar.

Wenn du jetzt, so wie heute Morgen, durch die Laborschule gehst und vielleicht nochmal an eure Vorstellungen und Visionen von vor 50 Jahren zurückdenkst, kannst du da ein Resümee ziehen? Was erkennst du wieder? Was war vielleicht ganz anders geplant?

Auch hier muss ich noch einmal etwas ausholen: Der Hentig hatte in der Anfangszeit, in der Roonstraße, eine Sekretärin, die allerdings krank wurde oder wegging, und dann brauchte der Hentig eine neue Assistentin, eine neue Sekretärin – und das wurde Ulla Dolt. Und relativ bald trafen sich dann die Sekretärin vom Hentig und der Assistent vom Hentig, also ich, und wir wurden ein Paar. Und die Kinder aus der Ehe von Ulla Dolt wurden Laborschulkinder. Und dieser Frau habe ich

heute Morgen gesagt: „Du musst mich nicht so früh in die Laborschule fahren, ich fahre mit dem Bus zum Jahnplatz und vom Jahnplatz mit der Straßenbahn zur Uni.“ Und dann bin ich aus dem Haus gegangen, in dem wir seit 1975 zusammen wohnen, und über mir ist so ein Himmel – alles grau, aber faszinierend grau. Ich habe eine Gedenkminute eingelegt und nur zum Himmel geschaut. So einen Himmel habe ich noch nie gesehen. Und dann bin ich diesen Weg hierher gegangen und jetzt sitze ich hier.

Und was hast du auf diesem Weg gedacht?

„So viel Glück kann ein Mensch gar nicht haben.“ Ich bin ein Protestant in einem mehrfachen Sinne, also auch im religiösen, bin durch und durch protestantisch sozialisiert, und habe gesagt: „Lieber Gott, danke, dass ich das alles erleben konnte.“ So bin ich da vorne ausgestiegen.